

Erzählungen



von der

Bergstraße

für kleine u. große Kinder

von

Sempervivus

Joseph Stoll (1925): Erzählungen von der Bergstraße für kleine und große Kinder
von Sempervivus, Bensheim.

Ursprüngliche Veröffentlichung 1925 in gedruckter Version auf 39 Seiten:

Joseph Stoll 1925, Bensheim

Buchdruckerei und Verlagsanstalt G. Beger G.m.b.H. Bensheim a.d. Bergstraße

Digitalisierte Version: Frank Stoll-Berberich 2016, Troisdorf.

Version 1.0 Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-7393-6970-9

Eine Vervielfältigung, auch auszugsweise für alle Medien, elektronisch, multimedial oder in Papierform ist ohne schriftliche Genehmigung untersagt. Rückfragen und Hinweise bitte per E-Mail an kontakt@joseph-stoll.de

Herrn Schulrat Bauder als Anerkennung seiner unermüdlichen Tätigkeit für das Wohl der Kinder zugeeignet.

Vom Verfasser

Bensheim im April 1925

Erzählungen von der Bergstraße

Für kleine und große Kinder

Von
Sempervivus



Buchdruckerei und Verlagsanstalt G. Beger G.m.b.H.
Bensheim a.d. Bergstraße

Die erste Auflage dieses Werkes beträgt 10000 Stück. Sie wurde vom Verfasser der Kinderhilfe zur Verfügung gestellt. Alle weiteren Verlags- und Aufführungsrechte behält sich der Verfasser vor. Die Zeichnungen im Texte sind in liebenswürdiger Weise von Herrn G. Beringer angefertigt worden. Die Titelzeichnung entwarf der Verfasser. Den Druck besorgte die Buchdruckerei und Verlagsanstalt G. Beger G. m. b. H. Bensheim a. d. Bergstraße.

Der goldene Schlüssel

Da, wo man heute auf einer schönen, breiten Straße durch das Hochstädter Tal von Auerbach nach Jugenheim wandert, war ehemals eine tiefe, schmale Schlucht. Nur ein mäßig breiter Weg führte die Auer entlang, die bald breit und träge durch hohes Wiesengras dahinsickerte, bald murmelnd und plätschernd durch reingewaschenes Steingeröll sich ihren Weg bahnte oder schäumend und brausend als Wasserfall sich von beмоosten Granitfelsen in die Tiefe niederstürzte.

Zu jener Zeit stand in diesem Tale nur eine einzige Mühle, die dem reichen, aber seines Geizes und Hochmutes wegen weit und breit berühmten Talhuber gehörte. Seinem Gehöfte gegenüber, in einem von wildem Efeu dicht umspunnenen fast zerfallenen Hüttlein, wohnte die Witwe eines vor langen Jahren verunglückten Holzfällers mit ihrem zehnjährigen Bübchen Peter. Die Frau war arm und dazu noch krank und wußte oft nicht, wo sie den nötigsten Unterhalt für sich und den Kleinen hernehmen sollte. Ein einziges Mal hatte sie schüchtern bei dem reichen Nachbarn um eine kleine Unterstützung angehalten, war aber von diesem barsch abgewiesen worden. Auch er hatte einen Sohn, einen verwöhnten und verhätschelten Jungen, fast gleichalterig mit dem der armen Witwe. Beide Kinder mußten jeden Morgen denselben Weg zur Schule nach Auerbach zurücklegen. So geschah es, daß sie sich bald näher kennen lernten als ihre Eltern, zumal das friedfertige und bescheidene Peterchen die Neckereien und boshaften Stichelreden des reichen Nachbarkindes geduldig über sich ergehen ließ.

Da kam Weihnachten heran und Fritzchen, so hieß nämlich des Nachbars Söhnchen, erzählte Peter auf dem gemeinsamen Schulweg von den vielen und wertvollen Geschenken, die es sich bei dem Weihnachtsmann bestellt habe.



So geschah es, daß sie sich bald näher kennen lernten als ihre Eltern, zumal. . . .

Peter ging schweigend neben ihm her. Als ihn Fritzchen fragte, ob er seiner Mutter auch etwas auf Weihnachten beschere, wie er seinen Eltern, seufzte Peter laut auf und meinte: „O wie gerne würde ich meiner kranken Mutter auch eine kleine Freude bereiten, aber wir haben ja nicht das Notwendigste zum Leben, und wer weiß, ob wir am Weihnachtsabend genügend Brot im Hause haben werden, um unseren Hunger zu stillen.“ Aber sein Schulkamerad lachte

ihn roh aus und versicherte, wenn es ihm so schlecht zu Hause ginge, wäre er schon längst davongelaufen.

Der Bescherabend war herangekommen.

Während bei dem reichen Müller ein überreich verzierter Weihnachtsbaum durch die blank geputzten Fensterscheiben seinen hellen Schein in die blaue Nacht warf und einen Teil der schneegebeugten Tannen mit einem leichten Goldhauche überflutete, war es drüben in der einsamen, zerfallenen Hütte kalt und düster. Die arme Witwe war vor Ermattung eingeschlummert und Peter kauerte in einer Ecke, die schmalen Händchen auf sein Gesicht gepreßt und lauschte besorgt auf die schweren Atemzüge seines kranken Mütterchens. Wenn da ein Strahl des Weihnachtsbaumes vom Nachbarhause in die dunkle Hütte gefallen wäre, so hätte man die Tränen wahrnehmen können, die von den bleichen Wangen des Kindes herabrieselten.

Peter erhob sich plötzlich und tastete sich behutsam zur Türe. Er wollte in den Wald hinaus und seiner Mutter wenigstens einen kleinen Tannenbaum holen, damit sie beim Erwachen eine kleine Aufmerksamkeit von seiner Seite vorfände.

Verstohlen schlich er an dem hellerleuchteten Fenster des Nachbarhauses vorbei und schritt mutig durch die kalte Nacht den Auerberg hinauf. Die glitzernden Sterne zeigten ihm den Weg durch die dunklen Tannen und das wilde Gestrüpp von Brombeeren und Heckenrosen.

Er wußte eine Stelle im Walde, wo kleine zierliche Tannenbäumchen eine weite Fläche des steilen Abhanges bedeckten. Von diesen wollte er eines mit der Wurzel ausgraben und zu Hause in einen Blumentopf einpflanzen.

Während er in Gedanken vertieft sich die Freude seiner Mutter über diese Überraschung ausmalte, hörte er plötzlich neben sich ein dünnes, feines Stimmchen fragen: „Wo willst du noch so spät hin, mein Kindchen? Heute am heiligen Abend, da bleiben doch alle Kindlein zu Hause!“ Obwohl

Peter nicht wußte, woher das Stimmlein kam, und trotz größter Anstrengung niemanden wahrnehmen konnte, erzählte er doch von seinem Kummer und dem gefaßten Entschlusse, in letzter Stunde der kranken Mutter doch noch eine kleine Weihnachtsfreude zu bereiten. „Das ist lieb von dir“, sagte das Stimmchen. „Bei solchen Absichten wirst du nichts im Walde zu fürchten haben. Wenn dich aber trotzdem ein böser Kobold erschrecken sollte, so schreite mutig auf ihn zu und sage das Sprüchlein vor dich her, das ich dir jetzt mit auf den Weg gebe. Vergiß es aber ja nicht, es lautet:

„Ach Gott, laß diesen Spuk verwehen,
Laß unter deinem Schutz mich stehen.“

Das bricht die Macht der Koboide, die am heutigen Abend die Beherrscher dieses Waldes sind.“ So sprach das Stimmchen; dann hörte Peter ein leises Knistern in den mit Raureif überzogenen Grashalmen und hinter sich leichte Schritte, als ob sich jemand allmählich zwischen den kahlen Baumstämmen entferne.

Nun war es wieder einsam in dem Walde und nur die eigenen Schritte hallten wider in dem Labyrinth hundertjähriger Fichten und Tannen.

Peter mochte einige hundert Schritte gegangen sein, da sah er ein Reh auf sich zukommen. Je mehr er sich ihm näherte, desto größer und mächtiger wurde es. Der kleine Junge erschrak zunächst gewaltig, aber bald faßte er sich ein Herz und ging stracks darauf los. Jetzt ist das Reh schon so gewachsen, daß es die ganze Breite des Weges einnimmt. Sein goldenes Geweih verliert sich in dem dunkelblauen Weihnachtshimmel und gleicht einem funkelnden Sternbilde in dem weiten Himmelsraume. Die goldenen Hufe schicken sich an, den kleinen Peter niederzutampeln. Sein felsenfestes Vertrauen auf den lieben Gott verläßt ihn aber keine Sekunde und im Vollgefühl seines reinen Herzens flüstert er das Sprüchlein vor sich her:

„Ach Gott, laß diesen Spuk verwehen,
Laß unter deinem Schutz mich stehen.“

Kaum hat er die ersten Worte ausgesprochen, da schwindet merklich die Gestalt des Waldtieres und schmilzt zu einer kleinen Schneeflocke zusammen, sobald das Sprüchlein zu Ende ist.

Der dunkle Wald tut sich von neuem auf vor den Augen des einsam dahinschreitenden Kindes.

Da scheinen plötzlich aus dem Wegdunkel zwei Lichter aufzublitzen. Jetzt kommen sie näher und gleichen den Laternen eines heranrollenden Wagens. Das schnaubt und pustet und scheint die Absicht zu haben, das arme Peterchen zu zermalmen. Ein mächtiger Eber ist es, der mit seinen furchtbaren Hauern in gestrecktem Laufe das Kind niederzureißen droht. Aber Peterchen geht ruhig seines Weges. Erst als das Ungeheuer ganz nahe herangekommen ist, ruft es sein Sprüchlein in den kalten Winterwald. Sofort ist der Spuk verschwunden, und der kleine Junge kann unbehelligt seinen Weg fortsetzen.

Läuft dort nicht eine große schwarze Katze mit hocherhobenem Schwanz über den Weg? Ihre Augen blitzen aus dem nächtlichen Dunkel so grün und feurig, wie zwei große Smaragde. Aus den gesträubten Haaren des dichten Felles sprühen knisternde Funken. Das Kind läßt sich nicht irre machen. Als die Katze von einem umgestürzten Baume aus, der quer über den Weg liegt, gegen Peter zum Sprunge ausholt, schaut ihr dieser unerschrocken in die Augen. Kaum hat er sein Sprüchlein hergesagt, da verkriecht sich die Katze in dem nahen Unterholze, den Schwanz eingekniffen, fauchend und knurrend und Peter setzt ohne Aufenthalt seinen Weg fort.

Siehe, da dringt aus weiter Ferne ein schwacher Lichtschimmer durch die niederhängenden Tannenzweige. Beim Näherkommen kann Peter einzelne Lichter unterscheiden, deren Zahl sich vermehrt, je rascher er darauf zuschreitet, und bald gewahrt er mitten im Kreise dunkler schneebelasteter Tannen ein in strahlendem Kerzenschimmer prangendes Christbäumchen. Zu Eis erstarrte Tauperlen und

seine Spinnfäden, die der Rauhreif zu glitzernden, vielzackigen Guirlanden geformt hat, bilden seinen Schmuck. Unter ihm schießen rote Pilze mit weißen Tupfen aus dem leuchtend grünen Moose. Kleine Männlein lugen hinter den zerstreut liegenden Granitfelsen hervor und zwinkern



Kaum hat er sein Sprüchlein hergesagt, da verkriecht sich die Katze...

ihm freundlich zu mit ihren kleinen blitzenden Äuglein. Vor sich sieht er eine weiße Frau, die ihn freundlich begrüßt, als hätte sie ihn längst erwartet. Und als ihn die holde Fee niederknien und ein kurzes Gebetlein sprechen heißt, kommt Peterchen ihrem Wunsche bereitwillig nach. Als es sein Gebet beendet hatte, rief ihn die weiße Frau dicht an das Bäumchen heran und sprach: „So, liebes

Kind, du darfst dir jetzt unter den Dingen hier je ein Geschenk für dich und dein Mütterchen aussuchen; aber wähle gut, damit du es später nicht zu bereuen brauchst.“

Es lagen allerlei schöne Sachen unter dem Christbaum: Spielzeuge und buntgestickte Tücher, Kleider aus den feinsten Stoffen, ein runder Brotkasten mit einem wohlduftenden Laibe Weißbrot, ein Korb edelster Flaschenweine und ein goldenes Kästchen mit durchsichtigem Kristallglas. Darin lag auf blauem Samte ein feingearbeitetes, goldenes Schlüsselchen.

Peter war von all dem Glanze ganz geblendet, aber bald fand er seine alte Fassung wieder. Zum Spielen habe ich bei der kranken Mutter gar wenig Zeit, dachte er bei sich, und die feinen Kleider passen nur für vornehme Leute. Nähme ich den goldenen Schlüssel, so würde man glauben ich habe ihn gestohlen. Die Süßigkeiten stillen nicht den Hunger, und mit den bunten Tüchern kann sich meine kranke Mutter doch nicht schmücken. Aber wenn ich ihr das Brot hier in dem Kasten brächte und eine gute Flasche Wein dazu, wie würde sie sich freuen und mit mir Weihnachten feiern können! Er sprach also: „Wenn ich mir doch etwas wählen darf, liebe Fee, so bitte ich für meine liebe Mutter und mich um das Brot im Kasten und etwas Wein aus dem Korbe dort.“ Da lächelte ihn die Fee freundlich an, küßte ihn auf die Stirne und sprach: „Du hast gut gewählt, mein Kind, es wird dir und deiner Mutter zum Segen reichen.“

Und die Zwerglein tanzten um den glitzernden Tannenbaum einen fröhlichen Reigen.

Da war es, als hätte das Bäumchen Beine bekommen. Es bewegte sich von seinem Platze und schwebte, wie von unsichtbarer Hand getragen, vor Peterchen her, das ihm mit dem Brotkasten und seiner Flasche Wein folgte. Auf dem ganzen Wege begleitete sie das vieltausendkehlige Gezwitscher der Waldvögel, wie es sonst nur zu Lenzzeit den aufsteigenden Wegen begrüßt.

Schneller, als Peter es ahnte, war man im trauten Stübchen bei seiner Mutter. Das brennende Bäumchen ließ sich auf dem alten Tische nieder und erleuchtete mit seinem strahlenden Festgewande das niedrige Kämmerlein

Als die Mutter durch den Kerzenschimmer erwachte, flog ein



Und die Zwerglein tanzten um den glitzernden Tannenbaum

glückseliges Lächeln über ihr sonst so bekümmertes Gesicht. Peterchen schnitt ihr ein tüchtiges Stück Brot ab und setzte ihr ein Gläschen Wein vor. „Das ist ein Geschenk des lieben Gottes,“ sagte es, „der es dir und mir durch eine gütige Fee mitten im Walde bescherte. Dieses Lichterbäumchen aber hat mir beim Rückwege vorangeleuchtet, sodaß ich mich in dem dunklen Walde nicht verirren und noch zur rechten Zeit bei dir sein konnte.“

Nachdem die Mutter ihren Sohn umarmt hatte, aß und trank sie. Auch Peterchen griff hungrig nach dem Brote.

Aber siehe, kaum war ein Stückchen heruntergeschnitten, so fort hatte der Laib wieder seine ursprüngliche Gestalt; auch die Flasche Wein nahm nicht ab, so oft auch aus ihr das Glas gefüllt wurde. Da freuten sich beide, priesen den lieben Gott, dankten ihm für das unerwartete Geschenk und verlebten einen so schönen heiligen Abend miteinander, wie er ihnen schon jahrelang nicht mehr vergönnt war.



Peterchen konnte die Nacht kaum einschlafen, so pochte sein Herz vor Freude und Stolz, daß er seiner lieben Mutter etwas Gutes hatte erweisen können. Zwar hatte diese ihm eingeschärft und er hatte es sich auch fest vorgenommen, von all dem, was geschehen, niemandem etwas zu erzählen, aber als ihm des reichen Nachbars Sohn am nächsten Morgen höhnisch zurief: „Nun, was hat denn euch da drüben das Christkind gebracht?“ und dabei seine zahlreichen Geschenke aufzählte, da schoß dem Peter die Schamröte ins Gesicht und er fühlte den unwiderstehlichen Drang, den Hohn des Reichen zu entkräften. Noch ein Weilchen hielt er mit der Sprache an sich, schließlich aber erzählte er, zuerst stückweise, dann ausführlicher all das, was er am vorausgegangenen Abend erlebt hatte, und Fritzchen tat durch seine Zwischenfragen das Seine, bis Peter alle Einzelheiten seines Geheimnisses ausgeplaudert hatte.

Fritzchens Entschluß war sofort gefaßt. Er wollte auch einmal sein Glück versuchen und sollte es ihm gelingen, bis zu dem Tannenbäumchen und der weißen Fee vorzudringen, dann wollte er schon besser wählen als der arme unbeholfene Tropf da neben ihm. Das goldene Schlüsselchen in der goldenen Truhe mußte sein eigen werden; denn das war ihm sofort klar, dieser Schlüssel hatte sicherlich seine Bedeutung, und mit ihm konnte man wohl verborgene Schätze heben. Gleich heute Abend noch wollte er zur Ausführung schreiten; heute war ja noch Weihnachten, da galt es schnell zu handeln. Er konnte seiner Ungeduld kaum Herr werden, bis der Abend herangekommen war. Jetzt

schlich er sich hinter dem Rücken seiner Eltern fort und hastig eilte er nach der Richtung hin in den Wald hinein, die ihm das offenherzige Peterchen angegeben hatte.

Die Gier, in den Besitz des ersehnten Kleinods zu gelangen, trieb ihn rastlos vorwärts. Da hörte er auch schon das seine Stimmchen neben sich, aber anstatt ihm bescheiden antworten, wie es Peter gestern abend getan hatte, sprach er barsch und herrisch: „Zeige mir den Weg zu dem brennenden Weihnachtsbaum, der hier im Walde stehen soll und zu der weißen Frau, damit ich keine Zeit versäume und rechten Zeit heute acht nach Hause zurückkehren kann!“

Da kicherte es leise neben ihm, und obwohl er mehr seine Aufforderung wiederholte, bekam er keine Antwort.

Eine eiskalte Todesstille herrschte ringsum im Walde, und selbst die dünnen Halme der Waldgräser bewegte kein Lufthauch.

Fritz hörte plötzlich ein leichtes Traben, das auf ihn zukam und erkannte deutlich die Umriss des Rehes. Rasch erkletterte er einen Baum und wartete, bis es an ihm vorüber war. Es tat ihm auch kein Leid an, denn die Koblode hatten ja, wie das seine Stimmchen bereits Peterchen belehrt hatte, nur am Heiligenabend Macht über den Menschen. --

Bald darauf erschien auch der Eber. Auch vor ihm flüchtete sich Fritzchen auf einen nahen Baum. Die Katze aber, die ihm über den Weg lief, verscheuchte er mit einigen wohlgezielten Steinwürfen, daß sie laut aufschrie. Einen Augenblick erschrak er über die Töne, denn sie ähnelten auffällig dem heiseren Lachen, wie man es bei boshaften und schadenfrohen Menschen zu hören gewohnt ist. Doch achtete er wenig darauf, denn seine Gedanken hingen nur an dem baldigen Besitze des goldenen Schlüssels.

Voll Bangen dachte er an die Möglichkeit, daß ihm vielleicht schon ein anderer zuvorgekommen und in den

glücklichen Besitz desselben gelangt sein könne. Seine Augen bohrten sich in das Dunkel der Nacht.

Da sah er durch das Walddickicht einen leichten Kerzenschimmer zu sich herüberleuchten. Wie besessen rannte er über Stock und Stein auf die Stelle zu und fand alles genau so, wie es ihm Peterchen heute morgen beschrieben hatte. Dieselben schönen Sachen lagen da, wohlgeordnet unter dem hellstrahlenden Kerzenbäumchen, Auch ein gleicher Brotkasten, wie ihn Peter sich ausgewählt hatte, fehlte nicht.

Aber Fritzchen ließ achtlos seine Blicke über all das hinweggleiten. Seine Augen hingen nur an dem goldnen Kästchen mit seinem kostbaren Inhalte.

Von seiner Habgier verblindet, merkte der unbescheidene Schlingel nicht, daß die Fee diesmal sehr ernst dreinblickte und ihn mit keinem Worte aufforderte, näher zu kommen, geschweige denn sich ein Geschenk auszusuchen.

Auch die Zwerglein schienen sich mehr vor ihm zu verstecken, als ihn freundlich willkommen zu heißen. Mit zusammengezogenen Augenbrauen sahen sie finster und mißtrauisch unter ihren roten Spitzkappen hervor, und ihre Unterlippen hingen schmollend in die weißen Bärte herab.

Fritzchen wartete eine Aufforderung der Waldfrau nicht ab, sondern griff hastig nach dem goldenen Kästlein. Da verloschen plötzlich die Lichter des Bäumchens, und ringsumher war finstere Nacht.

Ein gellendes Lachen zwischen den vereisten Felsblöcken riß den Alleinstehenden aus seiner Bestürzung. Unsicher tastete er sich, das Kästchen mit dem goldnen Schlüssel fest an sich gepreßt, durch das Dunkel der dichtstehenden Baumriesen. Er stieß mehr als einmal mit seinem Kopfe unsanft an einen Baumstamm oder strauchelte über Wurzeln und vermoderte Baumstümpfe. Aber so oft er auch zu Fall kam, die Angst richtete ihn wieder auf und trieb ihn weiter. Die vereisten Äste und Zweige der Nadelhölzer schlugen ihm wie Peitschenhiebe ins Gesicht; aber er empfand in seiner maßlosen Aufregung nicht das Gefühl des Schmerzes und atmete erst wieder erleichtert auf, als er über sich den blauen Sternenhimmel erblickte.

Fritz war an eine Waldlichtung gekommen, und als er sich umschaute, gewahrte er in einiger Entfernung die ihm wohlbekannten Ruinen des Auerbacher Schlosses.

Da er einsah, daß er mitten in der Nacht doch nicht mehr den Weg nach Hause zurückfinden werde und er ohnedies durch das öftere Hinfallen stark verbeult und zerschunden war, so beschloß er, hier die Morgendämmerung abzuwarten und dann in aller Frühe den Heimweg anzutreten. Wenn ich das goldne Kästchen mit dem goldnen Schlüssel mitbringe, so dachte der leichtsinnige Junge bei sich, wird es den Groll der Eltern schon mildern. Er ging also auf das zerfallene Gemäuer los, schritt durch das breite Burgtor und gelangte durch ein mit einem Spitzbogen abgeschlossenes Pfortchen in den inneren Schloßhof.

Dort in der Ecke steht heute noch der hohe Wartturm. in dessen oberem Teile sich eine noch wohlerhaltene Zelle befindet. Auf einer jetzt allerdings morsch gewordenen Wendeltreppe kann man zu diesem Raum gelangen.

Fritzchen trat an die niedrige Turmpforte heran, die fest verschlossen war. Da fiel ihm der goldene Schlüssel ein, und nachdem er ihn vorsichtig dem Kästchen entnommen hatte, steckte er ihn kurz entschlossen in das Schlüsselloch.

Kaum hatte der Schlüssel das Schloß berührt, da sprang die Türe von selbst auf. Nicht die kahlen Wände der Burgruine, die ihm von seinen Spielen her wohl bekannt waren, starrten Fritzchen entgegen, sondern ein wohlgepflegter Treppenaufgang, mit Rüstungen und Waffen geschmückt, nahm den erstaunten Abenteurer auf.

Neugierig betrachtete er sich alles aufs Genaueste und gelangte auf den bequemen Stufen ungefähr in halber Höhe des Turmes zu einem breiten Seitengange.

Der war mit kostbaren Teppichen belegt, und das Kreuzgewölbe, das ihn nach oben hin abschloß, war mit schönen Zierranken bedeckt. Im Hintergrunde des langen Flures glänzten ihm die bunten Glasmalereien einer schweren Flügeltür entgegen.

Er schlich sich hinzu und öffnete sie vorsichtig. Da sah er sich in einem hellerleuchteten geräumigen Saale. Golddurchwirkte buntseidene Wandbehänge verliehen ihm das Aussehen eines festlichen Prunkgemaches. Auf hohen Polsterstühlen



Fritzchen trat an die niedrige Turmpforte heran, die fest verschlossen war . . .

mit altertümlich geschnitzten Rücklehnen saßen in Gewändern aus Gold- und Silberprunkseide, die mit hellfunkelnden Edelsteinen reich verziert waren, allerliebste ausschauende Damen, die sich mit Rittern in feingestichelten Rüstungen aufs artigste unterhielten.

Jetzt verstummten sie alle; denn es trat gerade ein Lautensänger in die Mitte des Saales und ließ ein wohlklingendes Liedlein hören, worin er die Heldentaten des Burgherren verherrlichte.

Reicher Beifall belohnte ihn, als er geendet hatte, und die schönste der Burgfrauen steckte ihm unter dem zustimmenden

Gemurmel der Anwesenden einen goldenen Reis an die mit edlem Anstande dargereichte Hand.

Fritz wagte kaum zu atmen. Anfangs glaubte er zu träumen, aber bald mußte er einsehen, daß er all das, was sich vor ihm abspielte, in wachendem Zustande miterlebte. Noch mehr erstaunte er darüber, daß ihn niemand aus der Gesellschaft zu bemerken schien. Er trat ziemlich schüchtern an den ihm zunächst stehenden Ritter heran, um ihn zu fragen, was das alles zu bedeuten habe. Aber als er dessen Rüstung betastete und sich auf diese Weise ihm bemerkbar machen wollte, griff er, anstatt das Eisen des Panzers zu fühlen, in einen leeren Luftraum. Jetzt begriff er erst, daß er einen Zauberspuk vor sich hatte, und daß der goldene Schlüssel offenbar die geheimnisvolle Kraft in sich barg, bei seinem Gebrauche den glücklichen Besitzer in längst vergangene Zeiten zurückzusetzen und wunderbare Dinge schauen zu lassen, die dem gewöhnlichen Sterblichen ewig verborgen bleiben.

Fritzchen verweilte an jenem Abend noch lange in dem Festsaaie. Es gefiel ihm, sich unbemerkt zwischen den Tanzpaaren durchzuwinden oder die Unterhaltungen der Ritter und Edelfrauen ungehindert zu belauschen.

Der Morgen brach bereits an, als Fritz die Wendeltreppe hinabstieg. Es war ihm nämlich jetzt erst das goldene Schlüsselchen wieder eingefallen, das er gestern Abend in der Aufregung im Schlüsselloch der Turmpforte hatte stecken lassen. Er beeilte sich, es zu holen, erschrak aber nicht wenig, als er weder Schlüssel noch goldnes Kästchen vorfand.

Die Türe zum Turme stand weit offen. Ein dichter Nebel lag über dem Hofe. Fritz sah eine Weile in den Dunst hinaus und glaubte Türme und Zinnen zu erkennen, die er sich nicht erinnerte, vorher gesehen zu haben.

Da ihn eine starke Müdigkeit überfiel, beschloß er, sich in dem Turm eine Schlafstelle zu suchen, wo er sich von all den Anstrengungen und Erlebnissen dieser Nacht ausruhen könne. Er stieg wiederum die Wendeltreppe hinauf, ließ

aber diesmal den breiten Gang zum Festsaale links liegen, um zu dem ihm wohlbekannten zerfallenen Turmzimmerchen zu gelangen.

Als er aber die schwere Eichentüre öffnete, traute er kaum seinen Augen. Die Wände waren schön weiß



In der geräumigen Fensternische saß ein alter langbärtiger Turmwächter.

getüncht und mit Rüstungen und Waffen gleich denen des Treppenaufganges behangen. In der geräumigen Fensternische saß ein alter langbärtiger Turmwächter. Er stützte sich auf seine Helebarde und blickte träge in die Landschaft hinaus. Ein mächtiges Hüfthorn hing ihm am Lendengürtel. Auf dem altertümlichen Tische, der mit der Lager-

statt des Wächters die ganze Zimmereinrichtung ausmachte, lag eine dicke mit zierlichen Metallbeschlägen verzierte Bibel.

Der Mann schien Fritz nicht zu bemerken, obwohl dieser recht unsanft die Türe aufgestoßen hatte, sodaß sie sich ächzend und knarrend in ihren Angeln bewegte. Fritz aber ließ die Müdigkeit wenig Zeit, über das Gesehene nachzugrübeln; er warf sich auf das Lager und bald lag er in einem tiefen, tiefen Schläfe.

Als er endlich erwachte, stand die Sonne schon hoch am Himmel. Fritz sah sich allein in dem kleinen Raume. Er rieb sich die Augen und trat an den Fensterplatz, wo vorhin der alte Turmwächter gesessen hatte.

Von hier aus konnte man die ganze Gegend bis zum Rheinstrome überblicken. Doch was war das? Alles da unten kam ihm so völlig unbekannt vor. Das Dorf Auerbach, von dem er doch sozusagen jedes Haus kannte, war zu einigen wenigen, zwischen Baumgruppen zerstreut liegenden Gehöften zusammengeschrumpft. Das Ried bis zum Rheine hin bedeckte ein unabsehbarer Wald. Auf der Landstraße, die längs der Berge hinzog, fuhren eben lange Wagenreihen, die von mehr oder weniger starken Reiterscharen begleitet waren. Die Reisige schienen Stahlhelme zu tragen und mit Lanzen und Schwertern bewaffnet zu sein, die bald hier, bald dort in den Strahlen der Sonne aufblitzten.

Um das alles besser überschauen zu können, erklimmte Fritz auf einer schmalen Steintreppe die Plattform des Turmes. Da tönte vom Hofe her das Stampfen von Pferdehufen und lautes Stimmengewirr an sein Ohr. Er blickte in die schwindelnde Tiefe hinab und gewahrte unter sich einen geräumigen Hof, der von altertümlich anmutenden Gebäuden mit Zinnen und Ecktürmen umgeben war. Soeben bestieg ein Troß gewappneter Reiter die Pferde. Die Ketten der Zugbrücke rasselten und unter Fanfarenklängen sprengte das Fähnlein zum Burgtor hinaus.

Da erfaßte Fritz ein namenloser Schrecken. Es reifte in ihm die bittere Erkenntnis, daß er nicht mehr in der Wirklichkeit lebte und daß es auch nicht in seiner Macht lag, sich der Zauberkraft des Schlüssels zu entziehen. Er war um Jahrhunderte zurückversetzt worden. Durch den Verlust des Schlüssels schien ihm auch jede Hoffnung genommen, je wieder in die Gegenwart und zu den Seinen zurückkehren zu können.

So lebte er Jahr um Jahr dahin in dumpfem Brüten und müßigen Träumereien.

Fritz wuchs auf dem verwunschenen Bergschlosse zum Manne heran. Sein Haar fiel ihm in langen Strähnen die Schultern herab, und ein zottiger, ungepflegter Bart verlieh ihm das Aussehen eines Berggeistes. Die Menschen von Fleisch und Blut, die hie und da dem alten Gemäuer einen Besuch abstatteten, waren seinem Blicke entzogen, da er ja der Gegenwart entrückt war. Er schritt, stumm vor sich hinstarrend, an ihnen vorüber, sodaß sie entsetzt zur Seite wichen. Bald bildete er ein Schreckensgespenst für jung und alt. – Den Männlein und Weiblein seiner spukhaften Umgebung dagegen, mit denen er verdammt war, scheinbar ein Zusammenleben zu führen, blieb sein Körper unsichtbar, da ihre Leiber längst zur ewigen Ruhe eingegangen waren.

Einsam und verlassen, lebte er so Jahrzehnte dahin, bis ihn eines Tages eine schwere Krankheit darnieder warf. Ein heftiges Fieber schüttelte seinen entnervten Körper. Von wirren Träumen gepeinigt, wälzte er sich eines Nachts auf seinem Krankenlager hin und her.

Da sah er plötzlich im Fieberwahn seinen alten Spielgenossen Peter auf sich zukommen. Dieser nahm ihn bei der Hand und führte ihn in einen geräumigen Hof. Alte Erinnerungen an eine schön verlebte Kindheit wurden in dem Fiebernden wach. Er erkannte das Gehöfte seines Vaters. Dort stand das stattliche Wohnhaus und neben der bemoosten Mauer des Seitenbaues drehte sich langsam und behäbig das große alte Mühlrad.



Er schritt, stumm vor sich hinstarrend, an ihnen vorüber, sodaß sie entsetzt zur Seite wichen.

Da schritt sein Vater über die Schwelle des Hauses. Die Mutter folgte ihm und rief ängstlich den Namen ihres Sohnes. Er sah sie auf sich zukommen, seine Hände in die ihren legen und glaubte, einen heißen Kuß zu spüren, den sie in liebevoller Zärtlichkeit auf seine Wangen preßte.

Fritz bewegte sich nicht; er schien gelähmt. Als aber sein Mütterchen neben ihm niederkniete und das alte Gebetlein

flüsterte, das sie ihn als Kind zuerst gelehrt hatte, da bewegten sich unwillkürlich die Lippen des Fiebernden und im Traum sprach er die längst vergessenen Worte nach.

Jäh fuhr er aus seinem Schläfe auf. Aber welche Veränderung war in seiner Umgebung vorgegangen? Von den getünchten und gemalten Wänden mit ihren mittelalterlichen Rüstungen und Waffen war nichts mehr zu erblicken. Statt dessen starrten ihm wieder wie ehemals die nackten Wände der zerfallenen Zelle entgegen.

Schlaftrunken tastete er sich zum Fenster. Da lag unten am Fuße des Berges das ihm von seiner frühesten Jugend her vertraute Dorf Auerbach in strahlendem Sonnenlichte. Zu den alten Häuschen, deren windschiefe Dächer durch die Äste und Zweige der alten Buchen schimmerten, waren viele neue hinzugekommen. Aber er fand sich doch noch in den Straßenzügen zurecht. Eben schallten die volltönenden Glocken des Dorfkirchleins aus dem Seitentale zu ihm herauf.

Fritz jauchzte auf in hellem Jubel und lauter Freude. Er war also wieder frei, befreit von dem unseligen Banne, der Jahrzehnte lang auf ihm gelastet und ihn zu einem untätigen Dahinleben verdammt hatte. Das Gebetlein seiner Kindheit, das er im Traum mit seiner Mutter gesprochen, hatte ihm die Erlösung gebracht.

Eine unüberwindliche Sehnsucht nach dem Elternhaus und seinen Lieben erfaßte ihn. Diese Sehnsucht schien ihm wunderbare Kraft zu verleihen. Er vergaß seine Krankheit und machte sich schleunigst auf, in das heimatliche Tal hinunterzusteigen.

Es war gerade ein schöner Sonntagnachmittag. Fritz konnte den Augenblick kaum erwarten, der ihn in die Arme seiner Eltern führen sollte. Einige Wanderer, die ihm begegneten, sahen ihn verstört an. Der Wald schien ihm verändert und nichts kam ihm in den Weg, das ihm von seiner Jugend her bekannt erschien.

All das drückte auf Fritzens Gemüt und eine gewisse Bangigkeit ließ ihm das Herz so heftig pochen, daß er kaum zu atmen vermochte.

Die Baumkronen wurden lichter. Durch die Äste und Zweige sah er ein einsames Gehöft liegen. Das mußte seiner Berechnung nach das Elternhaus sein. Er flog mehr als er ging. Jetzt war er am Ausgange des Waldes angelangt. Noch eine steile Böschung, ein kurzes Stück Weges, und er stand am Eingange zum Hofe.

Das Haus lag still und verlassen da. Nur ein kleiner kläffender Hund stellte sich dem Ankömmling in den Weg. Dieser rief mehrmals laut und zog ungeduldig an dem alten halb verrosteten Schellenzuge.

Da wurde ein Fenster nach der Straße hin geöffnet, und das griesgrämige Gesicht einer alten Bäuerin wurde sichtbar. Man fragte Fritz, was er wolle, Bettler lumb Landstreicher sollten nur machen, daß sie weiter kämen.

Fritz fragte mit zitternder Stimme nach den Besitzern des Hauses, nach dem Vater und der Mutter, nach der alten Trude, die so lange bei seinen Eltern gedient und nach vielen anderen mehr.

Da kratzte sich die Alte hinter den Ohren und lachte gleichgültig: „Die, von denen Ihr sprecht, sind alle längst tot. Der Müller war ein alter Geizkragen, der viele arme Leute ins Elend stürzte. Als man ihn eines Tages erhängt in seiner Scheune vorfand, da wurde ihm von niemand eine Träne nachgeweint. Nur die Müllerin bedauerte jedermann. Sie war schon einige Jahre vor diesem Vorfall gelähmt aus Kummer darüber, daß ihr einziges Söhnchen eines Weihnachtsabends spurlos verschwunden war. Trotz eifrigen Nachforschens blieb das Kind verschollen. Bei der Nachricht von dem Tode ihres Mannes brach sie zusammen und starb einige Tage darauf, ohne das Bewußtsein wieder erlangt zu haben. Dann kam das Haus unter den Hammer. Weil keine Erben vorhanden waren, fiel der Erlös dem Staate zu. Es wechselte seitdem oft den Besitzer.

Keiner hat es darin noch zu etwas gebracht. Es scheint ein Fluch auf dem Anwesen zu liegen. Die jetzigen Eigentümer“ - - - weiter kam die gesprächige Alte nicht, denn der fremde Mann da draußen wurde weiß wie ein Leichentuch. Er taumelte und fiel wie ein abgehauener Eichbaum der Länge nach auf den bemoosten Pfad. Die Alte stieß einen gellenden Schrei aus und schlug in ihrer Bestürzung das Fenster so heftig zu, daß eine Scheibe aus dem morschen Rahmen heraussprang und klirrend neben dem Bewußtlosen niederprasselte.

Als sich Fritz nach geraumer Zeit erholt hatte, blickten ihm zwei helle blaue Augen teilnehmend entgegen. Es waren die eines blondbärtigen Mannes, der sich, an seiner Seite kniend, um ihn bemühte. Er half ihm vollends auf die Beine und führte ihn in den Schatten eines mächtigen Nußbaumes. Drunter stand ein alter runder Steintisch. Der Blondbärtige stellte Fritz ein Glas Wein vor, das eben seine beiden frisch ausschauenden pausbäckigen Jungen gebracht hatten. Sie waren aus einem stattlichen Wohnhaus getreten, das etwas abseits inmitten eines wohlgepflegten Gartens stand.

Fritz erholte sich rasch. Er begann von neuem zu fragen und sein Gegenüber gab ihm bereitwillig über alles Auskunft. Von Zeit zu Zeit warf er einen forschenden Blick. Dieser wurde immer zutraulicher und erzählte sein merkwürdiges Schicksal, das ihn als Kind getroffen und bis zum heutigen Tage von all denen fern gehalten habe, die ihm auf dieser Welt lieb und teuer gewesen seien.

Da ergriff der blondbärtige Mann gerührt Fritzens Hand und sprach mit bewegter Stimme: „Ich habe mich also vorhin nicht getäuscht. Als ich dir in die Augen schaute, schienen sie mir ein Stück meiner frühesten Kindheit zu erzählen. Du bist Fritz, des reichen Talhubers Sohn. Erkennst du mich nicht wieder? Ich bin dein ehemaliger Schulkamerad Peter, der Sohn der armen Holzfällerswitwe.“ Und

die beiden Männer lagen sich gerührt in den Armen und gaben sich ganz der Freude hin über das unverhoffte Wiedersehen nach jahrzehntelanger Trennung.



Der Blondbärtige stellte Fritz ein Glas Wein vor, das . . .

Der arme Peter von damals war durch seiner Hände Arbeit zum wohlhabenden Manne geworden. An Stelle der baufälligen Hütte seines Mütterchens hatte er noch zu deren Lebzeiten ein schönes Wohnhaus errichten können. Es war dasselbe, aus dem seine zwei Knaben vorhin den Wein geholt hatten. Peter mußte alles haarklein seinem Gaste erzählen. Als er bescheiden seines jetzigen Wohlstandes gedachte, seufzte

Fritz auf und sagte in sich gekehrt: „Peter, das Schicksal hat an dir gut gemacht, was es dir in deiner frühesten Jugend an Entbehrungen und Demütigungen auferlegte. Des Lebens harte Wirklichkeit hat dich zum Manne heranreifen lassen. Du hast dich frühzeitig auf eigene Füße gestellt und dem Schicksal das abgetrotzt, was du heute dein eigen nennst.

- Mir dagegen war in meiner Jugend nichts versagt. Ich war von Anfang an verwöhnt. Wer hätte je geglaubt, daß es mir einmal schlecht ergehen könne? – – Heute muß ich meinen Leichtsinn büßen, der mich meine Jugend müßig verträumen ließ. Aus jahrzehntelangem Schläfe bin ich erst heute erwacht und ein gütiger Zufall führte mich zu dir. Hilf mir, daß ich mich wiederfinde, stehe mir bei mit deinem Rate, wenn es gilt, die Schäden der Vergangenheit auszumerzen; sei mir ein treuer Führer in der Gegenwart, der ich so lange entrückt war, damit auch ich einer glücklichen und gesicherten Zukunft entgegengehen kann.“

Da nahm ihn Peter an der Hand und betrat mit ihm sein gastliches Haus, wo Fritz die liebevollste Aufnahme fand. Wohlgeborgen in seines Freundes Obhut begann er in Gottesfurcht und Arbeit ein neues Leben.



Wie das Felsenmeer entstanden ist

In grauer Vorzeit lebte auf dem Berge, der heute Felsberg genannt wird, ein Riese. Wegen seiner Stärke und Wildheit war er weit und breit bekannt und gefürchtet. Gegenüber dem Felsberge über dem jetzigen Dorfe Reichenbach erhebt sich ein gleicher Berg, der Hohenstein. Auf ihm hauste ebenfalls ein gewaltiger Riese, der seinem Nachbarn jenseits des Tales in nichts nachstand. Anfangs vertrugen sich die beiden sehr gut. Riefen sie sich in aller Frühe ihren Morgengruß zu oder hielten sie spät am Abend ein Plauderstündchen, da hallte das Tal wider von den gewaltigen Stimmen. Die Bäume bogen sich unter ihrem Atem und das Bächlein, das sich sonst murmelnd und plätschernd durch die saftigen Talwiesen dahinschlängelt, sprang über seine Ufer und raste als reißender Wildbach seiner Mündung zu.

Da geschah etwas, das dem einträchtigen Verhältnis der beiden Riesen ein jähes Ende bereitete.

An einem Sommernachmittag lag der Riese vom Hohenstein der Länge nach auf dem Rücken und wollte gerade ein kleines Mittagsschläfchen halten. Da setzte sich eine freche Elster auf eine nahe Lärche und vollführte ein derartiges Geschrei, dass an ein Einschlummern nicht zu denken war. „Halt's Maul“ schrie der Riese zornig, „warte nur, ich werde dir eins - - -“

Damit hob er einen Felsblock auf, dessen Oberfläche mit großen harten Quarzkristallen bedeckt war und schleuderte ihn nach der geschwätzigen Elster. Da er aber auf dem Rücken lag, verfehlte er sein Ziel. Der Quarzblock flog an dem Vogel vorbei und traf gerade den schlafenden Nachbarn auf dem gegenüberliegenden Felsberg am Auge. Der

sprang hastig auf, und in seiner Wut und in seinem Schmerze riß er fünf der größten Eichbäume aus, die in seiner Nähe standen und schleuderte sie in weitem Bogen in das Tal. Dann rief er mit donnernden Stimme, dass die Berge des Odenwaldes bebten: „Ich fordere den zum Zweikampf heraus, der mich soeben beworfen hat.

Solche Schmach kann nur mit Blut gesühnt werden.“ Jetzt wurde es dem Hohensteiner klar, welches Unheil er mit seinem unvorsichtigen Wurf angerichtet hatte. Aber er war zu stolz, sein Unrecht zu bekennen, geschweige denn um Verzeihung zu bitten. Im Gegenteil, er brüstete sich noch mit seiner Tat und rief dem Nachbarn hinüber: „Gibt es außer mir noch einen hier zu Lande, der einen solchen Felsblock werfen kann? Wenn Du aber einen Zweikampf wünschst, kannst du ihn haben; ich bin der letzte, der ihn verweigert.“ „Deine kecke Rede sollst Du mir büßen“, versetzte gereizt der Felsbergriese. Im Nu hatte er einen mächtigen Granit aus der Erde gerissen und warf ihn nach dem Hohensteiner. Er traf ihn am Schienbein, dass er laut aufschrie. Aber die Wut ließ ihn den Scherzen vergessen. Laut schrie er nach Rache. Ein haushoher Felsbrocken traf den Gegner als Vergeltung am Fußgelenk, dass er den langen Weg hinfiel. Aber rasch war er wieder auf den Beinen und erwiderte den Wurf. Bald kam es zu einem regelrechten Kampfe. Die Felsen der beiden Berge dienten den Riesen als Wurfgeschosse.

Die schadenfrohe Elster flatterte von Baum zu Baum und feuerte die Streitenden mit ihrem Geschrei immer wieder an, nicht früher vom Kampfe abzulassen, bis einer von ihnen auf dem Platze bliebe.

Es war wirklich ein Kampf auf Tod und Leben, der hier ausgefochten wurde. Die Felsen flogen nur so in der Luft herum, und wo sie hinfielen, schoß eine hohe Staubwolke in die Höhe. Die ganze Umgegend zitterte. Man hätte an den Ausbruch eines mächtigen feuerspeienden Berges glauben können.

Als der Riese auf dem Felsberg gerade einen schweren Granitfelsen aufraffen wollte, traf ihn ein eben so mächtiger seines Gegners mit aller Wucht an die Schläfe. Er taumelte und fiel der Länge nach in die Bergmulde, die durch das ausreißen der fünf Eichbäume entstanden war. Dort blieb er bewusstlos liegen.

Hell schrie die Elster auf und verkündete dem Hohensteiner den Fall des Felsbergers. Jetzt regnete es Steine von drüben her und Felsblock auf Felsblock stürzte dröhnend auf den hilflos Daliegenden. Und weil die Felsstücke des Hohenstein nicht ausreichten, um an dem gefallenen Gegner sein Mütchen zu fühlen, griff der Riese noch zu denen des Borsteins. Was er an Granit- und Quarzfelsen erreichen konnte, schleuderte er nach der Talmulde, sodaß der Körper des Felsbergriesen bald unter den gewaltigen Steinmassen verschwand.

Im bunten Durcheinander liegen die Steine heute noch, wie sie damals zu liegen kamen. Ein tosendes Meer scheint hier plötzlich zu Stein erstarrt. Der Fremde, der das Naturschauspiel betrachtet, bleibt entzückt davor stehen, ohne zu ahnen, welchem furchtbaren Kampfe das Felsenmeer sein Dasein verdankt. Wenn aber der Tag zur Neige geht und die Abendsonne mit ihren letzten Strahlen die Blätter der alten Buchen vergoldet, die wie ein einsames Gestade die Steinwogen des Felsenmeeres umschließen, da hört der einsam Wanderer unter den wild übereinander geworfenen Felsblöcken ein leichtes Gurgeln und Murmeln. „es sind versteckt rieselnde Wasserläufe“, behauptet der nüchterne Alltagsmensch. Aber das Volk weiß es besser. Die Großeltern haben es den Enkeln erzählt: „Das, was man hört, ist das leise Wimmern und Stöhnen des Riesens, der unter den Felsen begraben liegt.“



Die bösen Zwerge

Zurzeit, als auf der Erde außer den Menschen noch Riesen und Zwerge lebten, liefen zwölf Zwerge vom Auerbacher Schloßberg herunter. Unterwegs plauderten sie lustig miteinander, spielten sich gegenseitig allerlei Schabernack und tollten miteinander herum, wie es eben das lustige Volk der Zwerge zu tun pflegt.

Sie wollten in die nahe Stadt gehen, um zu sehen, was die Menschen dort trieben. Damit sie von diesen nicht gesehen würden, hatten sie ihre Tarnkappen mitgenommen. Wer diese aufsetzte, war unsichtbar für jedermann.

Unter der Gesellschaft befanden sich auch zwei rothaarige Zwerge. Sie wurden wie gewöhnlich auch heute wieder ihrer auffälligen Haarfarbe wegen von den übrigen gehänselt. „O“, sprach der eine, „ich wollte, ich hätte rabenschwarzes Haar; dann würde endlich der Spott und Hohn ein Ende haben!“ „Nein, nein“, erwiderte der andere, „mir wäre dunkelbraunes lieber“. Sofort mischten sich die Übrigen ins Gespräch. Ein Zwerglein mit pechschwarzen Locken rief dazwischen: „Ich weiß bei Leibe nicht, was Ihr wollt; ich wünschte nur, ich wäre so schön ziegelrot wie der da.“ „Du bist wohl nicht – –“, tönte es im Chore zurück; „die schauen ja aus, als hätten sie im Feuchten gelegen und Rost angezogen.“ „Ich würde mir semmelblondes noch gefallen lassen“, warf wieder ein anderer dazwischen „oder so schneeweißes, wie das Uto's da vorne.“ „O“, seufzte Uto, „wenn Ihr nur wüßtet, wie lästig mir diese weißen Haare sind. Dazu kommt, daß ich kaum aus den Augen schauen kann. Ja, wenn es das Weiß des Alters wäre, ließ ich es mir noch gefallen. Wer aber, wie ich, weißhaarig zur Welt kommt,

muß es an seinem Augenlicht büßen. Das ist der Fluch, der auf der weißen Farbe ruht.“ Es mischten sich noch andere in das Gespräch, und es wurde immer lebhafter und lauter.

Keiner war eben mit seinem Haare zufrieden, auch nicht einer. Jeder hätte gerne das eines anderen gehabt. Schließlich gerieten sie in einen Wortwechsel. Es hätte nicht viel gefehlt, so wäre es zu einer regelrechten Balgerei gekommen, wenn nicht plötzlich ein großer Riese an sie herantreten wäre. Der war gerade damit beschäftigt, die mächtigen Felsblöcke vom Hohenstein hinüber auf den Felsberg zu schleppen und dort auf einen Haufen zu werfen. Da hörte er das Gespräch und die Streiterei der Zwerge. Er machte mit seinen langen Beinen einen Schritt, und da war er auch schon mitten unter ihnen. „Wenn Euch sonst nichts quält,“ schrie er sie an, „als die Farbe Eures Schopfes, Ihr Toren, dann soll Euch rasch geholfen werden. Aber nun höret auf zu streiten. Ich will Euch schon die Köpfe zurechtsetzen, daß es eine Art hat.“

Als die Zwerge ihn erschrocken ansahen, fuhr er fort: „So kommt einmal her, ich werde Euch jetzt die Köpfe vertauschen und jedem einen von der Farbe aufsetzen, die er sich vorhin gewünscht hat.“ Damit schnitt er auch schon dem einen Roten mit einem scharfen Grashalm den Kopf vom Rumpfe. Ratsch, war auch der Kopf des Schwarzen seinem seitherigen Träger entrissen und der Rotkopf nahm seinen Platz ein. Ratsch, ratsch, so ging es mit den übrigen. Kaum waren einige Minuten verflossen, da trug ein jeder der Zwerge den Kopf eines seiner Kameraden, ganz, wie er es vorhin gewünscht hatte.

Der Riese wollte gerade wieder zu seiner alten Beschäftigung zurückkehren, als von neuem ein heftiges Geschrei an sein Ohr drang. Diesmal klang es aber gar kläglich und verzweifelt. Als er hinsah, mußte er laut auflachen; so laut, daß dadurch drunten in der Stadt mehrere Häuser einstürzten und die Leute ängstlich auf die Straße liefen, da sie ein heftiges Erdbeben vermuteten.

Warum der Riese so laut lachte? Ei, er hatte die Köpfe der Zwerge vorhin beim Umwechselfn nicht in ihre natürliche Lage gebracht, sondern jeden Kopf, den er aufsetzte, um eine



Es sah aus wie ein Ameisenhaufen, in den ein Tölpel getreten war

Kleinigkeit gedreht. Andere gar hatte er in entgegengesetzter Richtung auf den Nacken seines zukünftigen Besitzers gesetzt, sodaß dieser, ohne es gleich zu merken, anstatt nach vorwärts nach rückwärts schaute. Erst als sie weitergingen, merkten sie, was geschehen war. Die einen steuerten nach links, die anderen nach rechts, und schon nach wenigen Schritten stießen sie recht unsanft mit ihren dicken Nasen aneinander. Diejenigen aber von ihnen, deren Köpfe völlig verdreht auf den

Schultern saßen, gingen denselben Weg zurück, den sie gekommen, ohne recht zu wissen, wie ihnen geschah. So entstand ein heilloses Durcheinander, und es dauerte nicht lange, da waren alle wie aus Rand und Band. Es sah aus wie ein Ameisenhaufen, in den ein Tölpel getreten ist. Als aber das Geschrei und die Hilferufe der Zwerge zu laut und zu kläglich wurden, erbarmte der Riese sich ihrer, packte einen nach dem anderen und rückte alle ihre Köpfe in die natürliche Lage.

Es dauerte noch geraume Zeit, bis sich die Zwerge alle wieder erholt und beruhigt hatten. Endlich, es war bereits spät geworden, setzten sie ihren Weg nach der Stadt fort. Als sie am Stadttor anlangten, war es bereits geschlossen. In der Stadt aber hörten sie noch lautes Lärmen und Schreien des Volkes. Hastig und kopflos rannten die Bürger auf den Straßen hin und her. Andere standen jammernd und weheklagend in dichtgedrängten Gruppen beisammen.

Das vermeintliche Erdbeben, das von dem Auflachen des Riesen verursacht worden war, hatte nämlich größeres Unheil angerichtet, als man zuerst angenommen hatte. Fast ein jedes Haus wies schwere Schäden auf. Breite Risse klafften in dem holperigen Pflaster der engen Straßen und selbst der Kirchturm neigte bedenklich nach der einen Seite.

Kein Wunder, daß man heute früher als sonst das Stadttor geschlossen hatte. Zu leicht hätte sich eine Räuberbande die allgemeine Verwirrung zunutze machen und in die Stadt eindringen können.

Unterdessen hatten die Zwerge den Entschluß gefaßt, eine List anzuwenden, um doch noch in die Stadt hineinzukommen. Sie befürchteten nämlich mit Recht, daß man ihnen den Zugang wehren möchte, wenn man ihrer ansichtig würde, da die Menschen nicht gut auf Zwerge zu sprechen waren, Deshalb stülpten sie ihre Tarnkappen über. Nachdem sie auf diese Weise unsichtbar geworden waren, brachten sie unter Anwendung ihrer ganzen Kräfte die großen eisernen Türklopfer

des schweren Stadttores in Bewegung. Der schwerhörige Torwächter, der sich sonst nicht so leicht aus der Ruhe bringen ließ, fuhr bei den dumpfen Schlägen von seinem Großvaterstuhle in die Höhe. Verärgert zog er den Riegel zurück, um nachzuschauen, wer noch zu so ungelegener Stunde Einlaß begehre. Diese Gelegenheit benutzten die schlaunen Zwerge und schlüpften, ohne von dem Wächter gesehen zu werden, durch den engen Türspalt. Als der Alte draußen niemand gewahrte, glaubte er, ein neues Erdbeben sei im Anzug und wurde leichenblaß. Da fielen auch schon die heimtückischen Zwerge über ihn her, zupften ihn an den Hosenbeinen und rissen derart an seinen langen Rockschoßen, daß er rücklings zu Boden fiel. Jetzt zwickten sie ihn in die Nase und in beide Ohren und quälten ihn so schrecklich, daß er laut um Hilfe schrie und sein Ende nahe wähnte.

Da liefen die Leute von allen Seiten herbei. Als sie den gebrechlichen Mann auf dem Boden liegen und unter furchtbarem Schreien mit den Beinen zappeln sahen, ohne eigentlich die Ursache dafür zu erkennen, glaubten sie nicht anders, als er habe plötzlich den Verstand verloren. Doch nicht lange währte es, da wurden auch sie die Zielscheibe des Angriffes der unsichtbaren Peiniger. Bald klang das Wehgeschrei der Geschundenen und Geschlagenen in die dunkle Nacht. Erst als die Feuerwehr anrückte und kurz entschlossen die gefüllten Wassereimer über den winselnden und sich in Schmerzen krümmenden Menschenknäuel ergoß, ließen die boshaften kleinen Ungeheuer von ihren Opfern ab.

Während sich diese noch verduzt anschauten und es sich nicht erklären konnten, was eigentlich mit ihnen vorgegangen war, liefen die Zwerge in das Innere der Stadt und drangen in die offenstehenden Häuser ein. Fürchterlich hausten sie darinnen. Hier stahlen die Missetäter der biederen Hausfrau eines ehrbaren Hafnermeisters einen saftigen Gansbraten aus der Pfanne, dort öffneten sie behend die Stalltüren, so daß sämtliches Horn- und Kleinvieh herrenlos auf den Straßen umherlief.

So bot die Stadt bald den Anblick eines heillosen Wirrwarrs und eines wüsten Durcheinanders. Zum Überfluß erschallten auch noch plötzlich die beiden Sturmglocken der Stadtkirche. Mehrere beherzte Zwerge hatten sie mit vereinten Kräften in Bewegung gesetzt. Furcht und Entsetzen bemächtigte sich der Bürgerschaft. In der Hast rannte der eine den anderen um, ein jeder wollte seine Habseligkeiten in Sicherheit bringen. Als aber schließlich die Stadtwache aufzog und im Sturmschritt durch die Straßen eilte, bekamen es die heimtückischen Zwerge doch mit der Angst zu tun. Sie zogen sich schleunigst zurück, da, wie sie einsahen, hier Körpers Abwesenheit besser denn Geistesgegenwart war. Denn zu leicht hätte bei dem Gefuchtel mit den scharfen Waffen einer oder der andere von ihnen zufällig getroffen und durch einen Schwertstreich zu Boden gestreckt werden können. Jetzt trat eine unheimliche Ruhe ein. Die plötzliche Stille wirkte um so beängstigender, als die Nerven der heimgesuchten Stadtbewohner durch all das, was vorausgegangen, bis zum äußersten aufgepeitscht waren.

Erst lange nach Mitternacht, nachdem kein Ereignis mehr die anhaltende Stille unterbrochen hatte, gingen die meisten der Bürger in ihre Häuser zurück; bald schliefen sie, von Müdigkeit und Abspannung überwältigt, den Schlaf des Gerechten.

Die Zwerge hatten sich unterdessen in einer leeren Scheune ein Nachtlager gesucht. Da sie sich hier unbeobachtet und ungestört glaubten, zogen sie ihre Tarnkappen ab und legten sich zur Ruhe. Doch sie hatten ihre Rechnung ohne den Wirt gemacht. In der Scheune hatte sich nämlich während des Aufruhrs, der vorhin in der Stadt herrschte, ein täpischer Bauernbursche in Sicherheit gebracht und hinter einem Bündel alten Strohes einen Schlupfwinkel gefunden. Er bemerkte das Tun der Zwerge, da sie ihre Tarnkappen abgenommen hatten. So blöde der Bursche auch aussah, seine Fassung verlor er doch nicht und vermied alles, was seine Anwesenheit hätte verraten können. Er verhielt sich so lange

ruhig, bis alle Zwerge eingeschlafen waren. Erst als lautes Schnarchen ihren tiefen Schlaf verkündete, schlich er sich behutsam an ihrem Lager vorüber. Im Vorbeigehen raffte er die Tarnkappen zusammen, die jeder Schläfer vor dem Einschlummern neben sich gelegt hatte und verschwand mit seiner kostbaren Beute in dem Dunkel der Nacht.

Unterdessen war einer der Zwerge aufgewacht. Schlaftrunken rieb er sich mit dem Handrücken die Augen. Da fuhr am entgegengesetzten Ende der Scheune ein Zwerglein entsetzt aus dem Schlafe auf und schrie zornig: „Wer ist mir eben mit der Hand in das Auge gefahren? Konntet Ihr mich nicht ruhig schlafen lassen?“ Verwundert betrachteten ihn die anderen, die er durch sein Geschrei aufgeweckt hatte. „Dir hat doch Keiner etwas zu leide getan,“ sagten sie gereizt. „Bist du denn toll?“ rief ihm Uto zu und schlug sich mit der flachen Hand vor den Kopf. „Wer hat mich eben geschlagen?“ schrie es aus der hintersten Ecke. „Du dort drüben bist wohl auch verrückt geworden,“ riefen alle im Kreise. „Du kauerst ja ganz allein in deinem verlassenem Winkel, wer von uns hätte dich denn dort erreichen können?“ „Ich lasse es mir nicht nehmen, mich hat soeben jemand geschlagen,“ gab der Zwerg zurück.

Bald fühlten sich noch mehr Zwerge gezwickt und geschlagen. Da einer die Schuld auf den anderen schob, so dauerte es nicht lange und die zänkischen Zwerge fielen übereinander her und verprügelten sich gegenseitig, daß es nur so krachte.

Die Ursache des ganzen Haders war in dem Vertauschen der Köpfe zu suchen. Jedesmal nämlich, wenn sich einer der Zwerge an den Kopf griff, berührte er doch eigentlich den seines ursprünglichen Besitzers. Kein Wunder, daß dieser erschreckt zusammenfuhr oder, weil er sich geschlagen fühlte, in die Wolle geriet. Das war eine schlimme Geschichte für die Zwerge, aber eine wohlverdiente Strafe. Doch das Maß, mit dem die Strafe der Zwerge gemessen wurde, war noch nicht ganz voll. Was ihnen bevorstand, war

viel schlimmer, als alles, was sie bereits hatten erdulden müssen.

Der täppische Bauernbursche war spornstreichs in die Wirtschaft zum Goldenen Löwen gelaufen, wo sich seine Altersgenossen zu treffen pflegten. Trotz der vorgerückten Stunde waren noch fast alle um den runden Tisch versammelt. Sie besprachen die Ereignisse der Schreckensnacht und ergingen sich in allerlei Vermutungen, wer wohl der Urheber von dem Unheil gewesen sein könne. Die einen glaubten, es sei ein gefährlicher Spuk gewesen, der sich jederzeit wiederholen könne, andere behaupteten, daß ein böser Zauberer sein Unwesen getrieben haben müsse, wieder andere meinten, man habe es offenbar mit einer Strafe des lieben Gottes zu tun, die er über die Stadt geschickt habe wegen der losen Sitten, die darin herrschten.

Da trat Dilldapp, so hieß der täppische Bursche, in die Wirtsstube und erzählte mit pochendem Herzen und mit dem Atem ringend alles haarklein, was er erlebt hatte.

Anfangs lachten ihn seine Kameraden aus und wollten seinen Worten keinen Glauben schenken. Da zog Dilldapp die Tarnkappen unter seinem Rocke hervor und setzte sich eine davon auf den Kopf. Sofort war er den Blicken seiner Umgebung entschwunden. Als dies die übrigen Burschen sahen, waren sie nicht wenig erstaunt und zweifelten nun nicht mehr, daß Dilldapp die Wahrheit gesprochen habe.

Jetzt erst ging ihnen ein Licht auf. Niemand anders als diese Zwerge waren als die Urheber alles Unheiltes anzusehen. Sofort nahmen sie sich vor, an den Übeltätern Rache zu nehmen.

Kurz entschlossen versahen sie sich mit Drechflegeln und Feuerhaken und schlugen im Laufschrift den Weg zur Scheune ein. Dilldapp mit einer mächtigen Stallaterne leuchtete ihnen voran.

Am Ziele angelangt, fielen sie mit Ungestüm über die ahnungslosen Zwerge her. Ich hätte keiner von diesen sein mögen, so hausten die erbosten und durch den Genuß des Weines

viel schlimmer, als alles, was sie bereits hatten erdulden müssen.

Der täppische Bauernbursche war spornstreichs in die Wirtschaft zum Goldenen Löwen gelaufen, wo sich seine Altersgenossen zu treffen pflegten. Trotz der vorgerückten Stunde waren noch fast alle um den runden Tisch versammelt. Sie besprachen die Ereignisse der Schreckensnacht und ergingen sich in allerlei Vermutungen, wer wohl der Urheber von dem Unheil gewesen sein könne. Die einen glaubten, es sei ein gefährlicher Spuk gewesen, der sich jederzeit wiederholen könne, andere behaupteten, daß ein böser Zauberer sein Unwesen getrieben haben müsse, wieder andere meinten, man habe es offenbar mit einer Strafe des lieben Gottes zu tun, die er über die Stadt geschickt habe wegen der losen Sitten, die darin herrschten.

Da trat Dilldapp, so hieß der täppische Bursche, in die Wirtsstube und erzählte mit pochendem Herzen und mit dem Atem ringend alles haarklein, was er erlebt hatte.

Anfangs lachten ihn seine Kameraden aus und wollten seinen Worten keinen Glauben schenken. Da zog Dilldapp die Tarnkappen unter seinem Rocke hervor und setzte sich eine davon auf den Kopf. Sofort war er den Blicken seiner Umgebung entschwunden. Als dies die übrigen Burschen sahen, waren sie nicht wenig erstaunt und zweifelten nun nicht mehr, daß Dilldapp die Wahrheit gesprochen habe,

Jetzt erst ging ihnen ein Licht auf. Niemand anders als diese Zwerge waren als die Urheber alles Unheiltes anzusehen. Sofort nahmen sie sich vor, an den Übeltätern Rache zu nehmen.

Kurz entschlossen versahen sie sich mit Drechfliegeln und Feuerhaken und schlugen im Laufschrift den Weg zur Scheune ein. Dilldapp mit einer mächtigen Stallaterne leuchtete ihnen voran.

Am Ziele angelangt, fielen sie mit Ungestüm über die ahnungslosen Zwerge her. Ich hätte keiner von diesen sein mögen, so hausten die erbosten und durch den Genuß des Weines

noch mehr in Hitze gebrachten Burschen. Von den Zwergen wäre sicherlich keiner mit dem Leben davongekommen, wenn nicht dem unbeholfenen Dilldapp die Laterne aus der Hand gefallen und in tausend Stücke gegangen wäre. Die so entstandene Dunkelheit benutzten die Zwerge, um ins Freie zu gelangen und sich in Sicherheit zu bringen.

Inzwischen dämmerte schon der neue Tag. Da sich die Zwerge keinen anderen Rat wußten, wie sie unbemerkt aus der Stadt entrinnen könnten, warteten sie, bis der Ziegenhirte seine Herde durch das Stadttor auf die Weide trieb. Unter allerlei Gefahren mischten sie sich unter die Tiere und entkamen endlich nach vielen Mühsalen und Schrecknissen aus der Stadt. Sie schwuren sich gegenseitig hoch und teuer, sie nie wieder zu betreten.

Als sie ein Stück Weges gelaufen waren und sich am Fuße eines Hügels niedergelassen hatten, um sich ein wenig auszuruhen, kam derselbe Riese, der ihnen die Köpfe vertauscht hatte, des Weges daher. Kaum sahen ihn die Zwerge, da baten sie ihn inständig, näherzutreten und einem jeden von ihnen wieder seinen ursprünglichen Kopf aufzusetzen. Denn der jetzige Zustand war für sie mit der Zeit schier unerträglich geworden.

Nach langem hin und her ließ sich der Riese endlich dazu erweichen und gab jedem wieder den Kopf, der ihm von Natur aus verliehen war. „Daß Ihr Euch aber nicht mehr untersteht,“ sagte er, „nochmals so frevelhafte Wünsche zu äußern; zum zweitenmale werdet Ihr mich nicht mehr geneigt finden, den Schaden wieder gutzumachen.“

Da dankten ihm die Zwerge und versprachen ihm zerknirscht, sich zu bessern.

Das ist die Geschichte von den bösen Zwergen.

